Familienblätter.

Sonntags-Beilage der Posener Zeitung.

Nr. 43. Posen, den 24. Oktober. 1880.

Georg Fields Reise und ihre Folgen.

Novelle, dem Englischen nacherzählt von J. Waltern.

(Schluß.)

Mr. Umbleton wollte ihn zurückhalten, aber der Vikar war in Eile und sauste fort wie die Windsbraut. Er ging nach Manchester zurück zur Polizei, welcher er seine Erzählung wiederholte und um Nachricht fragte. Die Leute hatten sich gleich an's Werk gemacht, aber noch nicht viel ermittelt. Sie hatten einen Gepäckträger entdeckt, welcher an der Station gewesen und sich der Ankunft eines Herrn mit einer kranken Dame noch sehr gut erinnerte, auch das wußte er, daß sie in ein weiß und schwarzes Tuch gewickelt war. Dann hatte man die Frau befragt, welche zur Bedienung der Damen im Wartesaal zweiter Klasse sich befunden, diese Frau erinnerte sich des Vorfalls, konnte aber über die Dame, deren Gesicht dicht verschleiert war, keine Auskunft ertheilen. Nur hatte sie gesehen, daß die Dame unbeweglich in des Herrn Arme ruhte. —

„Diese Frau in Milledale muß sogleich hierher gebracht werden, um die Identität der Leiche sicher zu stellen", sagte der Chef der Polizei zu seinen Untergebenen, „sodann müssen wir auf diesen Burschen Acht geben, daß er Manchester nicht verläßt, bis das morgende Verhör vorüber ist."

„Ich glaube nicht, daß er dies im Sinne hat", sagte der Vikar, „denn morgen soll seine Hochzeit mit Mr. Umbleton's Tochter gefeiert werden."

„Die Symptome, welche Sie beschreiben, sind denen einer Arsenikvergiftung vollkommen ähnlich", meinte der Beamte; nahm darauf zwei seiner Untergebenen in eine Fensterbrüstung und flüsterte mit ihnen.

„Ich glaube nicht, daß diese Nacht noch etwas für mich zu thun ist", fragte der Vikar.

„Nein, Sir, Sie können jetzt alles ruhig in unsere Hände legen."

„Vergessen Sie aber nicht, mein Herr, daß eine kleine Zögerung von Ihnen Schuld sein kann, daß dieser Schuft von Foy ein ehrenwerthes braves Mädchen aus guter Familie für immer unglücklich macht." Darauf ging der Vikar in seine Heimath und zu seiner Familie zurück, zufrieden mit seinem Tagewerk, wenn es auch furchtbar ermüdend für ihn gewesen war.

Noch bevor es in dieser Nacht zehn Uhr geschlagen, waren zwei Sachen in Mr. Foy's Vergangenheit entdeckt worden: zuerst, daß er gerade vor drei Jahren Jane Davison, die Tochter des Schiffskapitäns Davison, geheirathet hatte, und zweitens, daß er oder ein Mann, welcher der Beschreibung nach seiner Person sehr ähnlich sah, mehrere kleine Portionen von Arsenik und Laudanum zu den verschiedensten Zeiten und in den verschiedensten Apotheken Manchesters, gewöhnlich aber in den am wenigsten besuchten Straßen und chemischen Läden dieser volkreichen Stadt gekauft hatte.

Diese beiden Entdeckungen der Polizei theilte dieselbe Mr. Umbleton noch in derselben Nacht mit.

Die Existenz der Ehe konnte nicht weggeleugnet werden; so sehr auch Mr. Umbleton den Anklagen mißtrauete, welche sich auf seinen Schwiegersohn zu häufen begannen, so konnte er doch unmöglich den legalen, von Pfarrer und Gericht beglaubigten Trauschein verwerfen, und diese Heirath, von welcher Mr. Foy niemals gesprochen, begann doch einen großen Schatten auf das glänzende Bild zu werfen, welches sich der würdige Kaufherr von seinem künftigen Schwiegersohn gemacht hatte.

„Die Heirath wird aufgehoben", rief der alte Herr energisch, indem er seine Zimmer mit hastigen Schritten durchmaß. Es war ihm ganz unmöglich, in diesen Momenten der Aufregung auf einem Platze zu bleiben. „Ich war nahe daran, meine Tochter an einen Schuft und Betrüger zu verheirathen, wenn auch nicht alle Anklagen wahr sind, so ist doch diese gerechtfertigt, und wo Rauch ist, ist auch Feuer." Endlich war er etwas ruhiger geworden und setzte sich nieder, um den Magnaten Manchesters, welche zu der Hochzeit geladen gewesen, Absagebriefe zu schreiben, befahl dann seinem Diener, diese Briefe am morgenden Tage in aller Frühe an die Adressaten zu besorgen; zuletzt schrieb er noch einen an Mr. Foy, welcher jetzt im Kronenhotel wohnte, in welchem er demselben in geschäftsmäßiger Weise die Aufhebung der Verlobung andeutete.

Mr. Umbleton fühlte sich viel leichter, als er dies gethan, und ging dann, zufrieden mit sich selbst, ganz leise zu Bette, in Besorgniß, sonst seine Gattin zu wecken und ihr jetzt noch die unangenehme Geschichte erzählen zu müssen. Er sah eine höchst ärgerliche Scene für den nächsten Morgen voraus; mit all' diesen hysterischen Frauenzimmern, wie er dieselben im Geiste höchst ungalant betitelte, war es keine leichte Sache, so nach eigener Einsicht gehandelt zu haben. Mr. Umbleton machte sich auf einige Ohnmachten und einen Wolkenbruch von Thränen gefaßt, dennoch aber war er nicht so ganz unzufrieden, daß die Verlobung ein solches Ende genommen und er ließ schon jetzt, zwischen Schlaf und Wachen, die männliche Jugend Manchesters die Revue passiren, um sich einen passenden Nachfolger für Mr. Foy zu erwählen.

Mrs. Umbleton's lavendelfarbiger Moireantique, ihr neuer Shawl von Honiton-Spitzen lagen schon ausgebreitet auf dem Sopha.

Giebt es eine Frau, welche ihrem Gatten das Aufheben einer Festlichkeit verzeiht, wo sie solche Wunder der Toilettenkunst tragen sollte? Wenn es eine giebt, so gehörte Frau Umbleton nicht darunter. Das Frühstück, und welch' ein spendides, war auf's Schönste hergerichtet, alle Anstalten getroffen, und nun sollte wegen einer elenden Verleumdung (denn Gaston Foy war der ehrenwertheste Mann unter der Sonne) ein solcher Spektakel gemacht, und das Haus Umbleton vor ganz Manchester blamirt werden!

„Ich habe ihn nie recht leiden mögen", warf der Herr des Hauses auf alle diese Vorwürfe ein, denn er machte sich zuletzt zum Herrn in meinem eigenen Komptoir, und dann ist er ein Fremder und ich mache mir nichts aus diesen „Parlez-vous" in meiner Familie."

So ruhig Mr. Umbleton sich übrigens seiner Frau gegenüber anstellte, so ungemüthlich fühlte er sich, je später es wurde. Er vermochte nicht zu frühstücken und ging, nachdem er den Verzweiflungsausbruch seiner Tochter ausgehalten, rastlos von einem Zimmer in das andere, die Ankunft Mr. Foy's erwartend, welcher sicher doch Aufschluß begehren würde. Von Zeit zu Zeit hörte er aus den oberen Regionen ein Sturm bedeutendes Thürenzuschlagen, oder heftiges Weinen.

Plötzlich klopfte es an und Gaston Foy trat ein, er, welcher sonst so blaß war, hatte an diesem Morgen ein hektisches Roth auf den Wangen. Herr Umbleton blickte ihn ruhig an und bemerkte, daß seine Lippen schneeweiß waren.

„Ich komme, um Auskunft über Ihre befremdenden Zeilen zu bitten, Sir; Betta ist doch nicht krank geworden?"

„Nein — von Betta ist jetzt keine Rede, es handelt sich um

Sie. Als ich zum ersten Male mit Ihnen sprach, theilten Sie mir mit, daß Sie ganz allein in der Welt stünden — eine Waise seien, — ihren Weg durch's Leben selbst erkämpfen müßten und nicht eine lebende Seele um sich hätten."

„Das ist Alles richtig" entgegnete der Andere, den Frager mit dem ruhigsten Gesicht von der Welt anblickend. „Warum erwähnen Sie diesen Punkt heute Morgen, er kann ja doch unmöglich Bezug auf Ihren erschreckenden Brief haben."

„Ich erwähne es, weil Sie mich betrogen haben, Mr. Foy. Es wurde mir gesagt, daß Sie eine Schwester haben."

Diese Worte schienen den jungen Mann ungemein zu erschüttern, so viel er auch in der Kunst der Selbstbeherrschung zu leisten vermochte. Im ersten Moment stand er unfähig, ein Wort hervorzubringen, vor dem Ankläger, doch schnell hatte er sich wieder gefaßt und sah Umbleton mit schmerzlichem Lächeln an.

„Sie haben mein Geheimniß entdeckt", sagte er düster; „ach, und es ist ein so sorgenvolles und trauriges! Ja, es ist wahr, ich habe eine Schwester, deren Existenz ich vor Ihnen verheimlichte, ja, auch vor Betta verheimlichen mußte, vor welcher ich ja sonst kein Geheimniß habe. Armes Mädchen! sie war die Bürde meines ganzen Lebens. Das bedauernswerthe Geschöpf ist ein Krüppel, halb blödsinnig, sie fürchtet sich vor der Welt, wie sich die Welt vor ihr fürchten würde. Ich dachte, daß ihr Anblick Sie gegen mich einnehmen würde, ein Hinderniß meiner Heirath sein könnte, darum verschwieg ich ihr Dasein."

„Hoffentlich haben Sie mir jetzt die Wahrheit berichtet", sagte Umbleton in ernstem Tone. „Ich erfuhr, daß sie mit Ihnen in Parminter wohnte und in letzter Zeit sehr kränklich war; wo ist sie nun?"

„Ich habe ihr eine Unterkunft an der See genommen."

„Wo ist das?"

„In Hohcomp." Er nannte einen Ort, welcher über fünfzig Meilen entfernt war.

„Allein?"

„Nein, mit guten Bekannten von mir."

Mr. Umbleton zog ein Telegraphenblatt aus seiner Mappe, schob es vor Foy hin und sagte: „Schreiben Sie in meiner Gegenwart ein Telegramm nach Hohcomp an ihre Freunde, ich will es Ihnen diktiren, und fragen Sie, wie es Ihrer Schwester geht. Wenige Worte genügen. Schreiben Sie Folgendes: „Ich bin in Sorge wegen meiner Schwester, bitte, lassen Sie mich wissen, wie sie sich diesen Morgen befindet. Rückantwort bezahlt. Die Antwort soll hierher gesendet werden." Warum zaudern Sie?"

„Weil Ihre Nachfrage ein Mißtrauensvotum gegen mich bedeutet, ich werde ein solches Telegramm nicht absenden, warum sollte ich meine arme Schwester in Bestürzung versetzen? Ich habe Ihnen jetzt die Wahrheit über sie berichtet und auch die Ursache, warum ich ihre Existenz vor Ihnen verschwieg; können Sie mir nicht die Gunst gewähren, mich wenigstens an diesem Tage ihre Existenz vergessen zu lassen?"

„Nein, Mr. Foy. Ich muß durchaus positive Beweise von dem Dasein dieser jungen Person haben. Muß wissen, daß sie so wohl wie möglich und in guten Händen ist. Ist diese Frage erledigt, so gehen wir zu einer andern über."

Die rothen Flecken auf dem Gesichte des jungen Mannes nahmen zu, er zog das Sacktuch an seine aschfarbenen Lippen.

„Welche zweite Frage wollen Sie stellen, Sir?"

„Ich möchte Sie nach Ihrer Frau fragen, Mr. Foy, und wie es geschah, daß Sie Wittwer wurden. Was haben Sie mit der jungen Frau Jane Davison, mit welcher Sie sich vor drei Jahren in dem Distrikt Sct. Within verheiratheten, gemacht? War sie am Ende auch eine Blödsinnige? Was können Sie mir über dieselbe berichten?"

„Hier herrscht ein Mißverständniß", sagte Foy in entschlossenem Tone, „ich war nie in meinem Leben verheirathet!"

„Und doch habe ich eine Abschrift des Heiraths-Registers gesehen, worin steht, daß ein Mann, welcher sich Gaston Foy, Kaufmann in Manchester, nannte, Jane Davison geheirathet hat. Der Name ist nicht so häufig, daß ein Mißverständniß obwalten könnte! Doch jetzt genug der Worte, Mr. Foy, es steht andern Leuten als mir zu, ein weiteres Verhör mit Ihnen anzustellen. Gern habe ich die Erlaubniß zu Ihrer Verlobung mit meiner Tochter nie gegeben, aber ich that es, um Frau und Tochter den Willen zu thun; jetzt bin ich entschlossen, das Verlöbniß zu brechen. Und nun, mein junger Herr, hier ist die Thür, ich wünsche Ihnen einen guten Morgen!"

„Eine sonderbare Behandlung! Mr. Umbleton", äußerte Mr. Foy.

„Nicht so sonderbar wie Ihre Handlungsweise, Sir."

Gaston Foy ergriff seinen Hut und verließ, ohne ein weiteres Wort zu sprechen, das Zimmer. Er überlegte, was zu thun sei, was er in der nächsten Stunde zu machen habe, um sich vor öffentlicher Schande und noch Aergerem zu retten; einen Ausweg mußte es geben, mit diesem Gedanken trat er aus dem Zimmer, stieg sicheren Schrittes die breiten Stufen hinab, welche in den Vorgarten führten, und gerade, als er das eiserne Gitter, welches diesen begrenzte, hinter sich zugedrückt hatte, legte sich eine Hand auf seine Schulter und eine Stimme sagte: „Ich verhafte Sie als des Mordes verdächtig", und nun wußte Gaston Foy, daß seine Ränke ein Ende gefunden hatten.

VI.

Der Gefangene wird befreit.

Obgleich seine Mutter ihm treulich Gesellschaft leistete, so war die Zeit dem Gefangenen in Milledale gewaltig lang geworden; indessen war es ihm stets ein Lichtstrahl in der düsteren Zelle, wenn er auf das liebe freundliche Gesicht seiner Mutter blickte, welche eifrig an einer Decke aus schottischer Wolle strickend so friedlich in dem Gefängniß saß, als wäre es ihr wohnliches Zimmer in Kensington, und ihrem Sohne von alten Zeiten erzählte, in der Hoffnung, denselben dadurch von der traurigen Gegenwart abzulenken. Ihr Herz war zwar schwer von Sorge, allein sie lächelte, wie nur eine Mutter zu lächeln vermag, und plauderte unbefangen weiter.

Georg Fields war fieberhaft aufgeregt. Er hatte stets nur den einen Gedanken, ob es den Bemühungen seines Freundes und denen der Polizei gelingen würde, Licht in die Sache zu bringen. Und, waren die Tage lang, wie war es erst die traurige Winternacht, wenn seine aufgeregte Phantasie ihm die Schrecken eines Kriminal-Verhörs, des versammelten Gerichts, wo Jedermann ihn für den Mörder eines hülflosen Mädchens hielt, vorspiegelte. Er sah die Verkettung der Umstände eine Schlinge nach der andern um sich ziehen, und hatte nicht die Macht diese Kette zu durchbrechen, er konnte ja nur das eine Wort sprechen, daß er unschuldig sei.

Er sammelte sich im Gebete, dachte an den Tod des Heilandes, welcher auch für fremde Sünden gestorben; wenn aber dann wieder sein Blick auf seine beklagenswerthe Mutter fiel, war die errungene Fassung dahin.

Er hatte nach einer fieberhaft verbrachten Nacht frühe sein Lager verlassen, hatte sich angezogen, sobald es helle wurde, und wartete nun, da seine Mutter ebenso frühe wieder in seinem Kerker erschienen war, auf eine Hoffnung, auf ein tröstendes Wort, welches ihm von außen kommen sollte. Der Vikar hatte ihn erst vor zwei Tagen verlassen, dem Gefangenen erschien es wie so viele Jahre.

Horch! war dies nicht die liebe Stimme, die er so gut kannte, das volle, sonore Organ, das aus den kräftigen Lungen kam? Ja, es war Levorthys Stimme, und dieser klangvolle Ton konnte nur Gutes bringen.

Das Herz klopfte Georg Fields zum Zerspringen, obgleich er sich mannhaft fassen wollte und das Aergste erwartend da saß. Der Schlüssel drehte sich im Schlosse, die Thür der Zelle öffnete sich, der Vikar stürzte herein, und seine Hand wie segnend auf Fields Stirne legend, rief er aus: „Der Himmel segne Dich, mein lieber Junge, Du wirst jetzt bald aus diesem verwünschten Loche befreit werden. Der Mann, der das Verbrechen beging, ist arretirt und eingesteckt. Heute wird Leichenschau gehalten und dann wird Deine Unschuld vollkommen klar werden."

„Gott sei ewig Dank!" rief Georg Fields, und vor seiner Mutter, welche im stummen Gebete die Hände gefaltet hatte, auf die Knie sinkend, barg er wie ein Kind das Haupt in ihrem Schooße, und sein Herz lobte Gott, der ihn aus Todesgefahr befreit hatte.

Als er sich nach diesem stummen Gebete erhoben, setzte er sich neben seinen Freund und lauschte dessen Erzählung.

Als derselbe alles, was in Briargate und Parminter geschehen, mitgetheilt hatte, fuhr er fort: „Die letzte Nacht hat die Polizei noch eine erhebliche Entdeckung gemacht, sie fand ein halbes Dutzend Photographien von Mr. Foy, dessen Eitelkeit, wie es scheint, sich gern abgebildet sah; zu verschiedenen Zeiten, in den verschiedensten Stellungen war es doch unverkennbar stets das

nämliche Gesicht. Mit diesen Portraits ging die Polizei von einer Droguerie zur anderen, zu fragen, ob dieser Herr vielleicht Gift gekauft habe. Sie folgte ihm ebenfalls von Wohnung zu Wohnung, und spürte ihn in einer Wohnung in Manchester als den Gatten eines kleinen hübschen, nervösen Weibchens auf; auch deren Photographie, welche sie als Andenken ihrer Wirthin verehrt hatte, wurde in Parminter als die von Mr. Foys Schwester erkannt. Alles dies brachte die Sache in's rechte Licht. Ist es nicht ein merkwürdiger Fall?" sagte der joviale Vikar nach Beendigung seiner Erzählung, indem er seinem Zuhörer einen freundschaftlichen Rippenstoß versetzte.

„Dank meiner Anfrage in den Zeitungen", fuhr Mr. Levorthy fort, „meldete sich diesen Morgen bei unserem Anwalt eine ältliche Frau und erzählte, daß sie nicht weit von der Eisenbahnstation ein kleines Wirthshaus habe, und da wäre vor einigen Tagen ein junger Mann mit einer blassen jungen Frau, welche in einem weiß und schwarzen Shawl gewickelt gewesen, angekommen, und das Paar hätte zwei Tage bei ihr gewohnt. Mit der jungen Frau sei es aber jede Minute schlechter gegangen, und den Tag ihrer Abreise so schlecht, daß der junge Mann, den sie ihren Gatten genannt hatte, die Kranke fortbringen mußte. Er erzählte der Frau, daß der Arzt der Patientin Seeluft verordnet habe, und er sei nun im Begriff sie an einen solchen Platz zu bringen. Der Sohn der Gastwirthin half noch die arme junge Dame an die Station bringen. Es war schon so spät und so dunkel, daß Niemand wohl sie bemerkt hat. Darum konnte die Polizei den Kutscher nicht entdecken, welcher die Unglückliche zur Eisenbahn gebracht haben konnte. Die Wirthin aber wird diesen Morgen nach Milledale gebracht, sie will die Leiche sehen, um zu beurtheilen ob es ihr Gast gewesen, in der Photographie hat sie dieselbe sogleich erkannt. Dieses ist die ganze Geschichte, mein lieber, alter Junge, und Du wirst wohl noch heute aus diesem Wirrniß herauskommen und Dich hoffentlich niemals mehr in ein solches begeben!"

Der Vikar offenbarte eine ungemeine Lustigkeit, um die tiefe Erregtheit seiner Gefühle zu verbergen. Er liebte George Fields gleich einem Sohne, und so halfen ihm nur seine lebhaften Demonstrationen über seine tiefe Rührung hinaus.

Die Untersuchung wurde am folgenden Tage wieder eröffnet und das Verbrechen von Gaston Foy so zur Evidenz erwiesen, daß das Gericht nicht einen Moment zauderte, George Fields augenblicklich in Freiheit zu setzen. Er verließ noch an demselben Nachmittag die Stadt mit seiner Mutter und celebrirte schon den Abendgottesdienst in seiner lieben heimathlichen Kirche, mit heißem Danke zu Gott, welcher ihn mit Hülfe des treuen Freundes aus so drohender Gefahr befreit hatte.

Daß diese Befreiung das Band der Freundschaft, welches diese beiden Geistlichen umschlang, nur noch fester webte, versteht sich von selbst, und es verging fast keine Woche, wo der heitere, lebenslustige und energische Vikar nicht bei Frau Fields vorsprach; es waren glückliche Stunden, welche diese drei Menschen auf solche Weise verbrachten. Trotzdem aber der Strick so nahe am Halse unseres guten George Fields gewesen, konnte er doch, trotz aller Verspottungen des Vikars, keinen Moment des Lebens seine angeborene Güte und Gefälligkeit verläugnen. Glücklicherweise jedoch ist er durch dieselbe nie mehr in eine so peinliche Sache verwickelt worden; des Nachts ist er nie mehr gereist.

Die Untersuchung zog das ganze Leben Gaston Foy's an das Tageslicht. Er hatte ein einfaches Mädchen aus niederer Sphäre geheirathet, war derselben aber bald satt geworden, seit die Geburt eines Kindes, welches gleich darauf starb, die Mutter etwas kränklich machte; und als er nun bei Umbletons bekannt geworden und den Reichthum des Hauses, sowie das Wohlgefallen der Tochter an seiner Persönlichkeit wahrgenommen hatte, beschloß er in seinem verderbten Sinne, sich des armen Weibes zu entledigen. Wie und auf welche Weise er es vollbracht, bewies die Untersuchung auf so evidente Weise, daß Gaston Foys beharrliches Leugnen gar keinen Eindruck auf die Geschworenen machte. Er wurde des vorbedachten Mordes angeklagt, und ob diesem, zum Tode durch den Strang verurtheilt. Schon am dritten Tage, Morgens in aller Frühe hauchte der Verbrecher seine Seele aus.

Neuestes über unsere deutschen Heroen der Dichtkunst.

II.

In der Julius Braun'schen Sammlung von Kritiken der Zeitgenossen Göthe's und Schillers über deren Schöpfungen befindet sich ferner folgende Kritik über Schillers „Kabale und Liebe", die aus dem Jahre 1784 stammt und in der „Vossischen Ztg." abgedruckt war. Kabale und Liebe, ein bürgerliches Trauerspiel in fünf Aufzügen, von Friedrich Schiller.

In Wahrheit wieder einmal ein Produkt, was unseren Zeiten — Schande macht! Mit welcher Stirn kann ein Mensch doch solchen Unsinn schreiben und drucken lassen, und wie muß es in dessen Kopf und Herz aussehen, der solche Geburten seines Geistes mit Wohlgefallen betrachten kann! — Doch wir wollen nicht deklamiren. Der 167 Seiten voll ekelhafter Wiederholungen gotteslästerlicher Ausdrücke, wo ein Geck um ein dummes affektirtes Mädchen mit der Vorsicht rechtet, und voll krassen, pöbelhaften Witzes, oder unverständlicher Galimathias, durchlesen kann und mag — der prüfe selbst. So schreiben heißt Geschmack und gesunde Kritik mit Füßen treten; und darin hat denn der Verfasser diesmal sich selbst übertroffen. Aus einigen Scenen hätte was werden können, aber alles, was dieser Verfasser angreift, wird unter seinen Händen zu Schaum und Blase. — Kostet in der Vossischen Buchhandlung allhier 10 Gr. (Vossische Ztg. 21./7. 1784). — Noch etwas über das Schiller'sche Trauerspiel: Kabale und Liebe. Da ich höre, daß man hin und wieder mit meinem Urtheil über Kabale und Liebe unzufrieden ist, so glaube ich dem Publikum die Achtung schuldig zu sein, von dem, was ich behauptet habe, den Beweis zu geben, welcher mir denn eben nicht schwer fallen wird. Der Inhalt des Stückes ist kurz dieser: ein Präsident will seinen Sohn an die Maitresse seines Fürsten verkuppeln, um dadurch seinen Einfluß am Hofe zu erhalten. Das ist die Kabale. Der Sohn des Präsidenten hat sich in eine Geigerstochter vergafft, das ist die Liebe. Zuletzt vergiftet er sich zugleich mit dieser Geigerstochter, das ist denn die vollständige Tragödie. Der Präsident ist ein Ungeheuer, vor dem die Menschheit zurückbebt, dem sein eigener Sohn ins Gesicht sagen muß: er müsse den Vater wie den K.... verfluchen — es sei ein leichtfertiges Schelmenstück von ihm, daß er ihm das Leben gegeben, wenn er ihm seine Ehre rauben wolle — es sei besser, gar nicht geboren zu sein, als den Missethaten eines solchen Vaters zur Aushülfe zu dienen — er entsage dem Erbe, das ihn an einen abscheulichen Vater erinnere. — Auf diese und ähnliche Reden seines Sohnes antwortet der Vater: „Höre junger Mensch, bringe mich nicht auf!" — oder: „in aller Welt, wo bringst Du das Maul her, Junge?" u. s. w. — ein gar artiger Dialog zwischen Vater und Sohn! — Freilich mußte der Sohn so reden, wenn der Vater so handelt. Aber was sollen dergleichen Ungeheuer, wie z. B. der abscheuliche Franz Moor in den Räubern, und dieser Präsident auf dem Schauplatz? Da man überhaupt gar nicht erfährt, wie diese Menschen so geworden sind. Wozu nützt es denn, die Einbildungskraft mit solchen Bildern anzufüllen, wodurch wahrlich weder der Verstand noch das Herz gebessert wird? Doch wir gehen weiter. Der Geiger ist der Maler im Hausvater, aber in der Schillerschen Manier dargestellt, der ihn.... im Affekt, da sie sagt: „Der Herzog verlange ihn vielleicht in's Orchester! — ja, wo Du den Diskant wirst heulen, und mein — Gott im Himmel!" — Es ist ekelhaft, in solchen Schiller'schen Wust zu wühlen, aber man muß sich nun einmal schon durcharbeiten. — Die Frau des Geigers ist ein äußerst niederträchtiges, pöbelhaftes Weib, die ihrem Mann zu Gemüth führt, „wie manchen schönen Groschen ihr die Präsenter" des Liebhabers ihrer Tochter verschafft — und der Geiger ist durchaus ein pöbelhafter, ungezogener Kerl, der beim Anblick einer Summe Goldes, das ihm von dem Liebhaber seiner Tochter angeboten wird, ausruft: „ins Henkers Namen um Gottes Christi willen — Gold!" — und als er es empfängt: „nun will ich Numero fünf Dreikönig rauchen, und wenn ich wieder auf dem drei Batzen Platz sitze, soll mich der Teufel holen", und zu seiner Frau sagte er: „Du blaues Donnermaul!" und indem er zu ihr von seiner Tochter spricht: „gieb Du Acht, wenn Du aus jedem Aug' ein Astloch steckst, und vor jedem Blutstropfen Schildwache ständest, er wird sie Dir auf der Nase beschwatzen, dem Mädel.... und führt sie ab, und das Mädel ist verschimpfieret auf ihr Lebenlang, bleibt sitzen, oder .... — Jesus Christus!" — So geht's denn alle Augenblick, wenn unmittelbar vorher vom ...... die Rede ist: Gott im Himmel! Jesus Christus! Gott erbarme Dich! u. s. w. und dann spricht dieser Mensch auf einmal wieder, als ob er aus den Romanen, die seine Tochter liest, zu-

weilen einen ganzen Perioden aufgeschnappt hätte — so sagt er z. B. zu seiner Tochter, die ihm eine Stelle aus einem Roman vorgebetet hat: „Theures — herrliches Kind — nimm meinen alten mürben Kopf — nimm alles — alles — u. s. w." — Doch, ich hätte viel zu thun, wenn ich alle die Widersprüche und den Unsinn an den Schiller'schen Charakteren herausheben wollte, er schwimmt schon auf der Oberfläche, ich darf ja nur abschöpfen. — Louise, die Heldin des Stücks, ist die Tochter dieses saubern Paares, von denen sie freilich eine gar feine Erziehung muß genossen haben, und die dann ihr Liebhaber durch Lektüre gebildet hat. Die Reden und das Benehmen dieser Tochter machen dann einen sonderbaren Kontrast mit den Reden und Betragen ihrer Eltern. Diese Eltern müssen freilich erstaunen, wenn sie auf einmal sagt: „Der Himmel und Ferdinand reißen an meiner blutenden Seele!" und bald nachher, „verzeih Er mir, mein Vater — ich will ja nur an Ihn denken — dies bischen Leben — dürft' ich es hinhauchen in ein leises, schmeichelndes Lüftchen, sein Gesicht abzukühlen! — dies Blümchen Jugend — wäre es ein Veilchen, und er trete darauf, und es durfte bescheiden unter ihm sterben." — Ist das Sprache der Natur? ist es nicht, als ob sie das Alles aus einem Romane herbetete? und in dem Tone geht es nun so fort, und um eine solche affektirte Zierpuppe will ihr Liebhaber rasend werden. — „Er wird nicht wissen", sagt sie zu ihrem Vater, „daß Ferdinand mein ist, mir geschaffen, mir zur Freude vom Vater der Liebenden — als ich ihn das erstemal sah, froher jagten alle Pulse, jede Wallung sprach, jeder Athem lispelte: er ist's! u. s. w. Wie rednerisch! Ist das Sprache des Herzens und der Natur? — Die lerne Herr Schiller erst von elenden zusammengestoppelten Phrasen und auswendig gelernter Büchersprache unterscheiden und dann schreibe er Trauerspiele! — Und gegen dies Mädchen, das sich ihr Liebhaber Ferdinand selber so zugestutzt hat, wird derselbe nun für Liebe toll: Denn toll muß er sein, sonst könnte er nicht zu ihr sagen: Laß Hindernisse, wie Gebirge zwischen uns treten, ich will sie für Treppen nehmen, und darüber hin in Louisens Arme fliegen. Welche Raserei! seit wann fliegt man denn über die Treppen? und wenn er doch einmal fliegen wollte, so dürfte er ja nur gleich über die Berge fliegen! — Herr Schiller will freilich auch fliegen, das merkt man an allem wohl, aber es geht ihm, wie jenem großen Vogel in Lessings Fabel, welcher laut ausrief: Schaut her, ich will fliegen, ja fliegen will ich! und dann mit ausgebreiteten Flügeln immer an der Erde hinschoß, die sein Fuß berührte. — Der Ferdinand ist nun vollends ein unausstehlicher Mensch, der immer das Maul erschrecklich voll nimmt, und doch am Ende nur, wie ein Geck handelt. — Herr Schiller denkt wohl, es sei erhaben, und stark gesprochen, und erschüttere Mark und Bein, wenn er seinen Ferdinand zu Louisen sagen läßt: „Ich will frei wie ein Mann wählen, daß diese Insektenseelen am Riesenwerk meiner Liebe hinaufschwindeln! — Der Augenblick, der diese zwo Hände trennt, zerreißt den Faden zwischen mir und der Schöpfung! — Die Fußtapfe in wilden sandigen Wüsten ist mir interessanter, als das Münster in meiner Heimath;" — und zum Hofmarschall: „wie er da steht dem sechsten Schöpfungstage zum Schimpf, als ob ihn ein Tübinger Buchhändler dem Allmächtigen nachgedruckt hätte. — Schade für die Unze Gehirn, die so schlecht in diesem Schädel wuchert — einen Pavian hätte sie vollends zum Menschen geholfen, da sie jetzt nur einen Bruch von Vernunft macht!" — worauf dann der Hofmarschall sagt: „Gott Lob, er wird witzig!" — und nachher, da Ferdinand Louisen untreu glaubt: „ach! Du wußtest nicht, daß Du mir alles warst — alles! es ist ein armes verächtliches Wort, aber die Ewigkeit hat Mühe es zu umwandern; Weltsysteme vollenden ihre Bahnen darin." — Und da er sich vorgenommen hat, sie zu ermorden, „wenn ihr Vater nun da stehet und sein erstarrter Blick die entvölkerte Unendlichkeit fruchtlos durchwandert — ich will Dich nicht zur Rede stellen, Gott, Schöpfer! — aber warum Dein Gift in so schönen Gefäßen, — Alles so schön (an ihr) — bei Gott! als wäre die große Welt nur entstanden, den Schöpfer für dies Meisterstück in Laune zu setzen! und nur in der Seele sollte sich Gott vergriffen haben" und was Louise darauf für eine Armseligkeit sagt: Des frevelhaften Eigensinns! ehe er sich eine Uebereilung gestände, greift er lieber den Himmel an" — und nachher Ferdinand wieder: am Tage unsers ersten Kusses u. s. w. hüpften goldene Jahrtausende, wie Bräute vor unserer Seele vorbei u. s. w. — Wenn nun Herr Schiller glaubt, daß dies starke Sprache sei, und Mark und Bein erschüttere, so irrt er sich gar gewaltig; es ist fader Unsinn, der ein mitleidiges Achselzucken über dergleichen Ausdrücke verursacht, die bei dem Verfasser einen Bruch von Vernunft befürchten lassen.

— Sobald der Ferdinand anfängt vernünftiger zu reden, schmückt sich auch der Verfasser mit fremden Federn, und schreibt die ganze letzte schauderholle Scene zwischen dem Othello und der Desdemona aus dem Shakespeare aus, aber freilich auch in der Schiller'schen Manier: „sie soll daran!" drückt sich z. B. Ferdinand auf gut henkermäßig aus. Das übrige alles, mit der Lüge, womit sie nicht aus der Welt fahren soll, und daß er noch für ihre Seele Sorge trägt u. s. w. ist fast wörtlich aus dem Shakespeare, der sich sein ganzes Stück hindurch so viel Mühe giebt, es wahrscheinlich zu machen, daß Othello seine geliebte Desdemona aus Eifersucht ermordet, und diesen Stoff daher auch reich genug findet, um ein ganzes Stück davon zu schreiben. — Dergleichen ist aber bei den höheren Talenten des Hrn. Schiller nur Kleinigkeit, der alles durch ein paar Scenen zu bewirken weiß: denn erst gegen das Ende des Stücks fängt sich Ferdinands Eifersucht aus einer höchst unwahrscheinlichen Ursach an, und schließt sich gleich mit der Vergiftung, wobei er denn so einfältig ist, sich selbst mit zu vergiften, da er doch seine theure Louise mit völliger Ueberzeugung für schlecht hält. Bei der Entdeckung ihrer Unschuld hätt' er es thun sollen, aber freilich muß Hr. Schiller dergleichen Sachen besser verstehen als Shakespeare! — Zu Anfang des fünften Akts erzählt Louise ihrem Vater, daß sie sich um's Leben bringen, und wie sie's machen will, wem das ein Ernst ist, der pflegt eben nicht viel davon vorher zu sprechen. Was muß die Lady Milford von der Louise denken, wenn diese zu ihr sagt: „warum mahnen Sie mich auf's Neue an mein Glück? wenn selbst die Gottheit dem Blicke der Erschaffenen ihre Strahlen verbirgt, daß nicht ihr oberster Seraph vor seiner Verfinsterung zurückschaure u. s. w., welcher Gallimathias! und nachher: gönnen Sie mir eine Blindheit, die mich allein mit meinem Loos versöhnt — fühlt sich doch das Insekt in einem Tropfen Wassers so selig, bis man ihm von einem Weltmeer erzählt, worin Flotten und Wallfische spielen!" — Hr. Schiller muß wohl ganz eigene Insekten kennen, denen sich so etwas erzählen läßt. — Aber die Lady Milford selbst spricht in einem viel zu preciösen Tone für eine Maitresse und deklamirt viel zu viel von Tugend, sonst wären die Scenen, worin sie hervorsticht, diejenigen, woraus gewiß etwas hätte werden können, wenn nicht alles, was Herr Schiller anrührt, unter seinen Händen zu Schaum und Blase würde. — Der Hofmarschall eines Deutschen Fürsten ist ebenfalls ein Charakter, der freilich noch zu wenig von unseren dramatischen Dichtern gebraucht, aber hier viel zu kraß gezeichnet ist, indem man nicht den Hofmarschall, sondern bloß den Verfasser, der sich über ihn lustig macht, zu hören glaubt. — Die Geschichte der Milford hätte allein Stoff genug zu einem sehr interessanten Drama hergegeben, aber freilich ist es leichter, viele sonderbare, fürchterliche Geschichten zusammen zu häufen, als eine einzige mühsam auszuarbeiten. — Eine vortreffliche Moral äußert der Held des Stückes, da er zu Louisen sagt, indem er mit ihr entfliehen will: „Ich werde Geld auf meinen Vater heben! — es ist erlaubt, einen Räuber zu plündern, sind seine Schätze nicht Blutgeld des Vaterlandes?" — So ungefähr denkt auch Karl Moor in den Räubern — und doch scheinen dies die Lieblingscharaktere des Verfassers zu sein, die er gewiß mit Wohlgefallen betrachten muß, sonst würde er sie ja nicht erschaffen haben. — Ob nun solch Geschöpf aber seinem Kopf und Herzen Ehre machen, das mag ihm sein eigenes Gewissen sagen! — Ferdinand sagt auch einmal zu seinem Vater, da ihm dieser seine Louise entreißen will: „Vater, Sie machen ein beißendes Pasquill auf die Gottheit, die sich so übel auf ihre Leute verstand und aus vollkommenen Henkersknechten schlechte Minister macht!" — wie kraß! — Das Rechten mit der Gottheit, das im Moment des höchsten Schmerzes wirklich etwas fürchterlich Erhabenes und Pathetisches hat, wird unsinnig und abgeschmackt, wenn es so oft wiederholt wird, wie in diesem Stücke, wo es eine elende Zuflucht des Verfassers ist, der wenigstens durch das Gräßliche unser Gefühl betäuben will, da es ihm an der Kunst, das Herz zu rühren, gänzlich fehlt — so läßt er nun seinen Held bei jeder verliebten Grille, die er sich in den Kopf setzt, ausrufen: — — Doch ich bin endlich einmal müde, mehr Unsinn abzuschreiben. Bloß der Unwille darüber, daß ein Mensch das Publikum durch falschen Schimmer blendet, ihm Staub in die Augen streuet, und auf solche Weise den Beifall zu erschleichen sucht, den sich ein Lessing und andere mit allen ihren Talenten und dem eifrigsten Kunstfleiß kaum zu erwerben vermochten, konnte zu dieser ekelhaften Beschäftigung anspornen. — Nun sei es aber genug; ich wasche meine Hände von diesem Schiller'schen Schmutze, und werde mich wohl hüten, mich je wieder damit zu beffaffen! M. (Vossische Ztg. Berlin, d. 6./9. 1784.)

Verantwortlich für die Redaktion: Carl Röstel.

Druck und Verlag von W. Decker u. Co. (E. Röstel) in Posen.